

Nicht Hilfe wurde den schlesischen Amtsbrüdern von ihrer heimatlichen Kirchenleitung zuteil, sondern eine Diffamierung sondergleichen. Nun, auch hier darf ich wieder bekennen, daß die lutherische Landeskirche Schleswig-Holsteins und unser verehrter Bischof D. Halfmann uns treulich zur Seite gestanden sind und ein derartiges Ketzergericht über uns abgewiesen haben. Die schlesischen Amtsbrüder, die sich zu brüderlicher Gemeinschaft zusammen fanden, haben noch manches harte Wort und manche bittere Erfahrung seitens der Görlitzer Vertreter einstecken müssen. Einer dieser radikalen BK-Amtsbrüder, dessen Namen ich lieber verschweigen will, rief mir auf einer Tagung zu, ich müßte mein Verhalten vor der Ewigkeit verantworten, weil ich es ablehnte, auf Fragen Rede und Antwort zu stehen, die für uns außer jeglicher Diskussion standen. Ja, derselbe Bruder drohte, uns unter Hinweis auf sein Erleben unter Nazis, Polen und Russen beim Reichsbruderrat anzuzeigen.

Im Rückblick scheinen mir diese Äußerungen Anzeichen eines Sterbens unserer geliebten Heimatkirche zu sein. In solcher Notzeit, wo wir das Bild einer brüderlichen Gemeinschaft hätten zeigen sollen, sind wir zum „skandalon“ geworden. Ich habe mich in dieser Zeit für meine Heimatkirche ehrlich geschämt, zumal die mir fremde Landeskirche Bruderschaft geboten und geschenkt hat.

Möchten all diese schweren Erfahrungen einmal, wenn uns eine Rückkehr geschenkt sein wird, der schlesischen Kirche zum Segen gereichen, zumal es viele Menschen, auch Amtsbrüder gibt, die die Lage der Flüchtlingspastoren, ihre schwere Arbeit, ihre Einsamkeit und ihre äußeren und inneren Nöte überhaupt nicht gekannt haben.

Konrad Feige

Großkniegnitz

Kreis Reichenbach-Eule 1945-46

Bericht des Kantors und Hauptlehrers Ernst Zöfelt, seit 1923 dort,
über seine Erlebnisse in der Gemeinde.

Die Front rückte dem Heimatdorfe Großkniegnitz immer näher. Als am 2. 2. 1945 die ersten Bomben auf den Ort fielen (bei Helmut Krämer, Lache, Rohde), war der Zeitpunkt für den „Treck“ der Bewohner gekommen. Die Bauern zogen mit ihren Gespannen bis in die Gegend von Kudowa, Hummelstadt, während die kinderreichen Familien mit der Bahn nach der Tschechoslowakei weitergeleitet wurden. Von ihren Quartieren kamen die Besitzer zur Frühjahrsbestellung der heimatlichen Fluren, über-

nachteten in Woislowitz-Nimptsch und kehrten erst nach beendeter Feldarbeit zu ihren Familien zurück, als der Russe über Strehlen hinaus bis Karschau, Teichvorwerk, Karzen, Rothschoß vorgerückt war.

Bei meinem Besuche in Großkniegnitz am 12. 3. 1945 bot der Ort mit seinen leeren Straßen, Häusern und Stallungen einen erschütternden Anblick. Im Gelände arbeiteten Arbeitskompanien an Stellungen. Von einheimischen Männern waren nur etwa 14 als örtlicher Volkssturm zurückgeblieben. Später diente der Ort als Quartier für die zur Verteidigung der Front eingesetzten Truppen.

Am 16. 4. wurde meine Volkssturmkompanie, die bisher in Reichenbach beim Sperren- und Stellungsbau eingesetzt gewesen war, nach dem Abschnitt Heidersdorf-Senitz-Großkniegnitz verlegt. Sie versah hier als Sperr- und Eingreifskompanie bis zum 8. 5. ihren Dienst, wurde dann mit den übrigen Kompanien des Bataillons in Nimptsch zusammengezogen und befehlsgemäß in Richtung Reichenbach-Eule-Tschechei in Marsch gesetzt. Der Russe war am Zobten durchgebrochen.

Großkniegnitz hatte damals bereits die charakteristische Windmühle eingeblüßt und durch Bomben und Artilleriebeschuß verschiedentlich Gebäudeschäden erlitten. So war die Scheune bei Gutsche abgebrannt, das Haus des Korbmachers Geisler zur Hälfte zerstört, der Schuppen neben dem Pfarrhause Flammen zum Opfer gefallen, Stallung und Wohnhaus bei Helmut Krämer stark beschädigt, Fenster bei Kirche und Schule durch den Luftdruck zertrümmert und Kirch- und Schuldach größtenteils abgedeckt. Bei Adolph zeigte das Wohnhaus Sprünge infolge naher Einschläge, und die Stallungen des Brennereigutes (Rohde) waren völlig ohne Dachziegel.

Nennenswerte Schäden sind in der Folgezeit nicht mehr angerichtet worden. Nach der Kapitulation kehrten die getreckten Bauern nach und nach aus dem Glatzer Kessel in die Heimat zurück. Als am 23. 5. die erste Personenzählung durchgeführt wurde, stellte man 601 Einwohner fest. Die übrigen waren aus der Tschechei nach Bayern getrieben und sahen die geliebte Heimat nicht mehr wieder.

Im Laufe der Zeit kehrten aus der Gefangenschaft 10 Männer zurück. Bis zur Ausweisung am 18. 4. 1946 waren 6 Geburten zu verzeichnen. Reiche Ernte hielt unter den Heimgekehrten der Tod. Starben in den vorhergegangenen Jahren durchschnittlich etwa 10 Menschen, so forderte das Jahr 1945 bis zum Treck bzw. auf diesem schon 16 Todesopfer, darunter 2 Evakuierte aus Berlin und 2 Batschkadeutsche.

Erschreckend hoch wurde dann die Zahl der Todesopfer nach der Heimkehr! Folgten doch den vorangegangenen 16 Toten bis zum Jahresschluß noch weitere 34 Personen, die zum größten Teile dem furchtbaren Hungertyphus erlagen.

Hierbei ist zu berücksichtigen, daß diese Zahl sich nur auf die Hälfte der Einwohnerschaft bezieht, da ja die andere Hälfte nicht mehr in die Heimat zurückkehren durfte und ihrerseits auch ernste Verluste zu beklagen hatte. 1946 verstarben bis zur Ausweisung am 18. April noch folgende acht Personen (Namen ausgelassen).

Die vom Treck Heimgekehrten begaben sich bald wieder an die gewohnte Arbeit und brachten die Heu- und Getreideernte ein. Die Panzersperren, denen alle Bäume an der Dorfstraße, des Schulplatzes und die prächtigen Kastanien vor dem Rohde'schen Wohnhause zum Opfer gefallen waren, mußten zuerst beseitigt werden. Ein russischer Kommandant ordnete den Arbeitsdienst an, — besonders bei den Rohde'schen Gütern, die den Russen unterstellt wurden. Da noch genügend Getreide- und Kartoffelvorräte vorhanden waren, litten die Bewohner zunächst noch keinen Mangel. Fleisch fehlte allerdings — bis auf die im Treck mitgeführten Vorräte — gänzlich, da die Viehbestände abgetrieben bzw. abgeschlachtet worden waren. Erst ganz allmählich wurden — oft aus weiter Ferne — Rinder und Schweine von einzelnen Besitzern herangeholt. So stand am 3. 7. wieder die erste Kuh, am 4. 7. 45 das erste Schwein bei Theodor Mende im Stalle. Von den etwa 20 Rindern, die nach und nach eingestellt worden waren, wurden jedoch am 1. 8. durch Russen 17 Stück weggeholt, und nur die wenigen Kühe verblieben, die man rasch in den Wald oder in die Felder hatte treiben können.

Unter den Polen.

Ab September/Oktober 1945 kamen mehr und mehr Polen ins Dorf und richteten sich in den Bauerngütern häuslich ein, bis schließlich alle Güter mit Polen besetzt waren. Sie erschienen mit ihren ärmlichen Panjewagen, an die meist abgemagerte Kühe gebunden waren. Hier und da sah man auch Schweine und Geflügel auf den Fahrzeugen. Vom 13. 9. 1945 ab unterstanden die Besitzungen von Adolph, Groetzky und Neumann als „Staatsgüter“ polnischen Verwaltern, während der Rohdesche Betrieb in der Hand der Russen verblieb. Durften die bisherigen Besitzer der nunmehrigen „Staatsbetriebe vorläufig noch in ihren Häusern wohnen, so erfolgte gar bald ein erzwungener Wechsel: Groetzky kam nach Quanzendorf, dafür Frau Heinze auf das Adolph-Gut, Adolph nach Nimptsch, Neumann zu Philipp nach Senitz und dieser auf das Grötzky Gut.

Am 18. 11. 45 wurde in einer Versammlung bei Mende, die der polnische Oberbürgermeister von Ridersdorf angesetzt hatte, den bisherigen Bauern bekanntgegeben, daß sie alle Schlüssel an die neuen Besitzer auszuliefern hätten. Den Bauern folgten in der Enteignung und Rechtlosmachung die Handwerker. So übernahmen Polen die Schmiede von Anwald, die Bäckerei von Instinsky und die Stellmacherwerkstatt von Gerstel. Auch die Geschäfte gingen in polnische Hände über: in den Besitz Theo Mendes

teilten sich zwei Polenfamilien, der Laden von Richard Mende wurde von einem Polen übernommen. Das Geschäft von Schmidt betrieb die Schwester von Frau Ilgner. In den Wohnungen mußten die Besitzer eng zusammenrücken, falls sie nicht überhaupt hinausgesetzt wurden, ohne Nennenswertes mitnehmen zu dürfen. So erging es z. B. Frau Schmidt und Frau Gellrich. Erstere zog in die Baderei letztere erst ins Auszughaus von Wilhelm Scholz und, — abermals vertrieben — ins Haus von Böer.

Nun setzten noch immer stärkere Verkehrsbeschränkungen ein. Alle Deutschen die fortan durch weiße Armbinden gekennzeichnet sein mußten, hatten um 20 Uhr in ihren Behausungen zu sein. Für den Besuch benachbarter Orte wurden Ausweise gefordert, die der polnische Bürgermeister ausstellte. Die Benutzung der Straßen war nicht ratsam, wollte man Ausplünderungen, Zwangsarbeiten und sonstigen Belästigungen entgehen. Daher lief man nach Nimptsch fast ausschließlich durch den Wald, wenn man dort bei Arzt, Zahnarzt oder in Geschäfte zu tun hatte. Dabei kam es in Nimptsch immer wieder vor, daß man von den Russen auf ein Auto geladen und irgendwohin zum Arbeitseinsatz gebracht wurde, — besonders auch nach der Gerber'schen Malzfabrik, aus der die dort eingelagerten Vorräte pausenlos abtransportiert wurden.

Die Postverbindung war lange Zeit völlig lahmgelegt. Erst gegen Ende des Jahres fand hin und wieder ein Brief oder eine Karte den Weg zum Empfänger, wenn Fr. Klose vom Strehlemer Postamt (früher in Prauß tätig) etwas übermitteln konnte, oder wenn bei der Nachfrage auf dem Nimptscher Amt Post vorlag. Zuverlässigen Berichten nach wurden ganze Postsacksendungen durch die Polen verbrannt, — die von allen Nachrichten der Außenwelt Abgeschnittenen harrten vergeblich auf ein Lebenszeichen ihrer fernen Angehörigen. Oft wurden durchreisenden „Landsern“ Karten nach dem Westen mitgegeben; auch Dorfgenossen, die sich nach dem Westen durchschlagen wollten, z. B. Keller, Herbert; Jahndel, Herbert, Twarog jr., versuchten Nachrichten über die Neiße mitzunehmen. Die Benutzung der Eisenbahn war in den ersten Monaten überhaupt nicht möglich, da die zerstörten Strecken nur sehr langsam wiederhergestellt wurden. Auch später mußte das Reisen mit der Bahn wegen der Verkehrsbeschränkungen und wegen der unerschwinglichen Fahrpreise unterbleiben.

Mit elektrischem Strom wurde die Gemeinde vom 4. 6. 45 ab wieder versorgt. Die Rechnungsbeträge konnten aber kaum aufgebracht werden, da der gesamte Verbrauch v. 1. 9. 44 in Rechnung gestellt wurde. So hatte ich am 12. 2. 46 rd. 440 Zloty oder 880 RM zu zahlen, was mir ohne Hilfe nie möglich gewesen wäre.

Die Lebensmittelversorgung verschlechterte sich immer mehr, da die Polen mit den Vorräten, die sie bei den Bauern gefunden hatten, schwunghaften Schwarzhandel mit den Nachbarstädten und mit Warschau betrieben. Wur-

den den Deutschen in der ersten Zeit noch zweimal Lebensmittelkarten gegen Zahlung von je 2,— RM abgegeben, auf die jedoch nie ein Gramm geliefert wurde, so unterblieb auch die Kartenausgabe später völlig. Jeder mußte sehen, wie er sich durchschlug. Für geleistete Arbeit wurde in geringen Mengen Kartoffeln und Getreide als Naturallohn gewährt und nur wenige Zloty. Aus den noch vorhandenen Rüben und aus Rübenschnitzeln kochten die Deutschen immer wieder Syrup, oder sie schroteten und preßten Raps, um etwas Fettigkeit zu erhalten. Fleisch gab es o gut wie garnicht mehr auf den Tisch. Nur dreimal wurde das Fleisch von Pferden verteilt, die abgestochen werden mußten. Allmählich brachten die Polenläden die verschiedensten, längst entbehrten Lebens- und Genußmittel zum Verkauf. So gab es Schmalz, Butter, Speck, Fleisch, sogar Schokolade, Zigarren u.a.m. Jedoch waren die Preise in Zloty, der mit 2 RM bezahlt werden mußte, so hoch, daß sie unerschwinglich waren. So mancher verkaufte, d. h. verschlenderte daher, was er an Kleidung, Wäsche, Geschirr, Schmuck usw. entbehren konnte — oder bei anderen „fand“. 1 Schachtel Zündhölzer kostete zuerst 10, später 5 Zloty, 1 Feuerstein 10 Zloty, 1 kg Butter oder Fleisch 300—400 Zloty.

Mit der mangelhaften Ernährung hing es zusammen, daß im Sommer eine Typhusepidemie ausbrach. Dies führte dazu, daß vom 2. 9. bis Mitte Nov. 1945 die „Alte Schule“ als Seuchenlazarett verwendet wurde, da Nimptsch nicht genügend Kranke aufnehmen konnte. Wurde in dieser Zeit ein Kleiderschrank zum „Bittnermeister“ durch das Dorf geschafft, so wußte jeder, daß wieder ein Todesopfer zu beklagen war. Da es keine Bretter gab, wurden die Schränke zu Särgen verarbeitet. Was in Breslau und in anderen Orten — der Not gehorchend — allmählich zur Regel wurde, erlebten wir in unserer Gemeinde nur einmal: daß ein Toter in Packpapier verschnürt zu Grabe gebracht werden mußte. „Der neue Friedhof“ war in seinem östlichen Teil durch Beschuß bzw. durch Bombentreffer stark beschädigt worden.

Von Geistlichen aus der nächsten Nachbarschaft war für längere Zeit nur Pfr. Friedrich aus Nimptsch anwesend, der auch als stellvertr. Superintendent des Kirchenkreises eingesetzt wurde. Später kehrte auch Pfr. Bolz-Prauß zurück. Ihm wurde die Betreuung der Gemeinde Großkniegnitz neben Prauß übertragen. Bis zu seiner Dienstaufnahme wurden die Heimgegangenen durch mich beerdigt, wie ich auch wiederholt zu Begräbnissen nach Senitz geholt worden war. Bei allen Beerdigungsfeiern in der Gemeinde wirkte der Kirchenchor mit, dem 23 Frauen und Mädchen angehörten. Evangl. Gottesdienste waren gestattet. Die Polen besuchten die kath. Gottesdienste in Prauß und Rothschoß. Am 2. 12. 1945 hielt Pfr. Friedrich in Sennitz eine kirchliche Trauerfeier für den verstorbenen Superintendenten Hofrichter ab. Am 24. 12. fand in Prauß am Nachmittage eine

Christvesper statt, zu der viele Großkniegnitzer nach Prauß hinüberwanderten. Am 27. 2. 46 besuchte uns Pfr. Kiefel aus dem Gebiet jenseits der Oder-Neiße-Linie.

In der ersten Zeit blieben die kirchl. Gebäude unangetastet. An ihren Türen waren im Auftrage der Kirchenleitung Schilder in polnischer und deutscher Sprache angebracht worden. Später wurde das Pfarrhaus trotz aller Sicherungsmaßnahmen wiederholt von den verschiedensten Seiten her erbrochen und ausgeplündert. Schließlich hielten auch dort mehrere Polenfamilien ihren Einzug.

Am 10. 1. 1946 stellten polnische Beauftragte an Hand der Kirchenakten das kirchliche Grundvermögen fest. Bis zur Ausweisung des ersten Transportes am 18. 4. 46 blieb aber in kirchlicher Beziehung alles beim alten. Erst später ist die Kirche von den Polen für ihre Gottesdienste übernommen worden. Das Kirchengebäude war verhältnismäßig gering beschädigt. Der Luftdruck der Treffer bei Helmut Krämer hatte das Dach abgedeckt und die Fenster zertrümmert. Die Orgel war durch den eingedrungenen Regen unbrauchbar geworden. Die Begleitung des Gemeindegesanges erfolgte deshalb mit einem Harmonium. Im Laufe der Zeit wurde wiederholt festgestellt, daß auch das Gotteshaus Einbrecherbesuch erhalten hatte. Die Unsicherheit nahm immer mehr zu. Plünderungen — nicht nur unbesetzter Häuser — waren an der Tagesordnung. Selbst einer der polnischen Bürgermeister bestätigte sich als Anführer einer derartigen Räuberbande, die nachts mit Schußwaffen in bewohnte Grundstücke eindrang und die Überfallenen wurden oft unmenschlich geschlagen. Zum Glück kam dieser „Räuberhauptmann“ später ins Gefängnis nach Reichenbach.

Eine große Rolle bei Plünderungen spielte auch „Edek“, ein früherer poln. Ochsenjunge, der gleichfalls verhaftet wurde. Um der nächtlichen Unsicherheit zu steuern, mußten Deutsche gemeinsam mit Polen eine Ortswache stellen, die lediglich mit einem Feuerhorn ausgerüstet war.

Wiederholt erschien nicht nur tags sondern auch nachts die „Miliz“ um Beschlagnahmen (lies: Plünderungen!) und Verhaftungen vorzunehmen. Nachdem am 6. 8. 45 Herr Scholtiseibesitzer Neumann vom Felde abgeholt worden war, gab es in der Nacht des 7. 8. eine wüste Schießerei im Dorfe. Leuchtraketen erhellten die Finsternis, bei ihrem Schein drang man in die Gehöfte von Weinert und Neumann ein. Herr Weinert und Herr Zwior, ein „Landser“ bei Neumann, wurden als Gefangene abgeführt und alle möglichen Dinge aus ihren Verstecken hervorgeholt und geraubt. Herrn Gustav Böhm, den man vergeblich gesucht hatte, vermutete man bei Familie Groetzky. Durch gemeinste rohe Mißhandlung der Familienmitglieder versuchte man zu erfahren, wo sich der Gesuchte befände. Die Verhafteten brachte man nach Strehlen ins Gefängnis und setzte sie bei Minenräumen

ein. Angehörige durften ihnen wohl hin und wieder Lebensmittel bringen, bekamen aber die Unglücklichen nicht zu sehen. Das Minenräumen forderte täglich Opfer. So wurde auch Herr Weinert ein Bein abgerissen, er verstarb an Wundbrand im Strehleiner Krankenhaus. Nachdem auch Herr Nulle vorübergehend eingesperrt gewesen war, erschien am 4. 1. 46 die „Miliz“ bei Herrn Theodor Mende. Vom Keller bis zum Boden wurde alles durchwühlt. Was im Laden noch mitnehmerswert schien, wurde ebenso wie alle Wäsche, Uhren und sonstige Wertgegenstände auf einen Kastenwagen geladen, den dann der Beraubte selbst nach Heidersdorf fahren mußte. Während der ganzen Durchsuchung, besser gesagt „Ausplünderung“, standen die Frau und ihre 4 kleinen Kinder mit erhobenen Händen an der Wand, bewacht von einem Angehörigen der Miliz, der das Gewehr in Anschlag hielt. Wenn den Ärmsten die Kräfte zu erlahmen drohten, wurden die herabgesunkenen Arme mit dem Kolben wieder hochgeschlagen. Herr Mende kehrte erst nach einigen Tagen zu seiner Familie zurück. Man hatte ihn in Heidersdorf im Keller der Miliz eingesperrt und übel zugerichtet: das Gesicht war ganz geschwollen, die Lippe eingerissen und die Fußgelenke zer schlagen. Am 26. 1. 46 holte man Herrn Grötzky aus Quanzendorf ab und sperrte ihn ebenfalls in Heidersdorf ein. Ähnlich war es Herrn Tillner in Senitz ergangen.

Verübten so einerseits die Polen, besonders die Miliz, allerhand Räubereien und Grausamkeiten, so machten sich andererseits immer wieder im Dorfe auftauchende Russen durch die gemeinsten Vergewaltigungen aufs tiefste verhaßt. Im Ort selbst lagen nur vorübergehend kleinere russische Kommandos, die weniger zu fürchten waren. Schlimm wurde es, wenn aus Nachbarorten kommende Mädchenjäger auftauchten! Wie ein Lauffeuer verbreitete sich dann die Nachricht: „Russen sind im Dorf!“ Sofort verschwanden alle jungen Mädchen in Scheunen, Getreidefeldern oder im Walde. Zuweilen erschienen die Russen zu Pferde und trieben sich dann die Opfer aus den Feldern zu. Hatte man früher solche Nachrichten für übertriebene Propaganda angesehen, so zeigte nun die Wirklichkeit, daß keine Phantasie derart ungeheure Scheußlichkeiten auszumalen vermocht hätte. Ich will hierbei auf keine Einzelheiten eingehen, die erschütternd sind.

Nach dem Zusammenbruch war durch den russischen Kommandanten, der im Hause der Witwe Neumann Quartier bezogen hatte, Herr Ilgner als Bürgermeister eingesetzt worden, dessen Frau die polnische Sprache beherrschte. Als die Polen eingezogen waren, löste ihn ein älterer Pole ab. Da dieser aber „zu gut“ war, trat an dessen Stelle ein junger Kommunist, ein Schmied, den aber die Polen wieder durch einen älteren Landwirt ersetzen mußten.

Die Miliz hatte ihren Standort in Heidersdorf, dem Sitz des polnischen Oberbürgermeisters. Am 16. 8. 45 hatten sich dort alle deutschen Männer

registrieren lassen müssen. Alle Deutschen hatten nun ständig, auch im Hause, weiße Armbinden zu tragen; ebenso hatte um 20 Uhr jeder in seiner Behausung zu sein, falls er nicht geschlagen und bestraft werden wollte. Die Miliz bestand meist aus 17—20jährigen Flintenträgern, die in einem Kutschwagen anrollten. Sein Erscheinen im Orte bedeutete jedesmal neue Aufregung, da niemand wußte, wer das nächste Opfer sein würde.

Alle Ortsnamen wurden durch polnische Namen ersetzt, alle deutschen Bezeichnungen von Straßen und Geschäften mußten entfernt und dafür polnische angebracht werden. So hieß Großkniegnitz fortan „Wielkie Ksiaznice, Gmina Lagiewniki (Gemeinde Heidersdorf)“.

Die Aufnahme des Schulunterrichts war verboten. Das Inventarverzeichnis der Schule mußte Heidersdorf eingereicht werden. Zweimal erschienen polnische Lehrer in Begleitung der Miliz, um die Schule zu besichtigen. Nur dem Umstande, daß die Schule als Seuchenlazarett eingerichtet werden mußte, ist es zu verdanken, daß ich bis zum letzten Tage in meiner Wohnung verbleiben durfte. In Prauß, Gorkau, Gollschau, Großwilkau waren die Lehrerfamilien oft in wenigen Minuten aus ihren Behausungen vertrieben worden, ohne eine Möglichkeit zu besitzen, nennenswerte Habe mitnehmen zu können.

Die ganze Zeit über liefen die widersprechendsten Parolen um. Bald hieß es, daß die Polen das Gebiet wieder verlassen müßten, bald, daß die Deutschen abtransportiert würden. Zeitungs- und Rundfunknachrichten gab es für uns nicht, — die vorhandenen Rundfunkgeräte mußten sämtlich abgeliefert werden, — und so waren den widersprechenden Gerüchten Tor und Tür geöffnet.

Als sich die Anzeichen für eine Evakuierung der Deutschen immer mehr verstärkten, begann man allgemein mit dem Verbergen der letzten geretteten Habseligkeiten. Besonders setzte das Vergraben ein, nachdem am 17. 4. 46 morgens der Bevölkerung bekanntgegeben worden war, daß am 18. 4. der Abtransport, die sogenannte „Repatriierung“, erfolgen solle. In der Nacht vor dem Ausreisetage herrschte allenthalben lebhaftes Treiben. Unablässig sausten Polen auf den gestohlenen Rädern durch das Dorf, um das Beiseiteschaffen zu beobachten und zu verhindern, — und manches Wertstück wechselte dabei früher als erwartet seinen Besitzer.

Der Auszug.

Am 17. 4. 46 früh um 5 Uhr hatte sich die Bevölkerung vor der „Neuen Schule“ einzufinden. Hier wurde bekanntgegeben, daß am 18. 4. um 6 Uhr der erste Transport nach dem Westen gehen solle. Außer kleinem Handgepäck habe jeder ein Bett mitzunehmen, da sonst der Engländer die Aufnahme in seiner Zone verweigere. Verpflegung sei für 14 Tage zu rechnen.

Ein Geldbetrag bis zu 400 RM dürfe mitgeführt werden. Von Wertgegenständen sei nur die Mitnahme von Uhr, Ring und offen getragenen Schmuck erlaubt.

Für den ersten Transport waren in erster Linie die Bauern und solche Personen bestimmt, die nicht als landwirtschaftliche Arbeitskräfte verwendet werden konnten. Die Landarbeiter und Handwerker wurden zurückgehalten. An eine Verschiebung nach Westdeutschland dachte zunächst niemand. Vielmehr wurden Befürchtungen laut, daß es in sogenannte Vernichtungslager oder nach Rußland gehen würde. Die von den Polen genährte Meinung, daß nur eine vorübergehende Ausweisung erfolge, wurde kaum geglaubt, obgleich die Polen immer wieder versicherten, daß sie nach kurzer Zeit das Gebiet wieder verlassen müßten.

Am Nachmittage des 17. 4. betteten wir noch die am Vortage von ihrem Leiden erlöste Frau Stache in heimischer Erde zur letzten Ruhe. Mit Abschiedsbesuchen und Reisevorbereitungen waren die letzten Stunden des Tages und der Nacht ausgefüllt, und am 18. 4. versammelten sich die Ausgewiesenen mit ihrer dürftigen Habe am Dorfausgange. Nach vielem Widerstreben war endlich erlaubt worden, daß mit Kastenwagen der früheren Besitzer die Vertriebenen nach Reichenbach gefahren werden durften, — sonst wäre wohl recht wenig von dem Gepäck bis nach Reichenbach gelangt. Als sich der Zug der Vertriebenen endlich in Bewegung setzte, den ein Rudel polnischer Radfahrer begleitete, wollte wohl manchem das Herz schwer werden! Aber aller Rührung und den beutelüsternen Polen zum Trotz erklang zum Abschied noch einmal das Lied „Im schönsten Wiesen-grunde“, — und das geliebte Heimatdorf lag bald hinter uns. Ob für immer? — In den Ortschaften, die wir durchfuhren, standen die Menschen mit teilnehmenden und bangen Gesichtern vor ihren Häusern. Nachdem wir Senitz durchfahren hatten, ging der alte Überschär in die Scheune und erhängte sich. Er glaubte, das drohende Schicksal der Vertreibung von seiner Scholle nicht ertragen zu können.

In Reichenbach, wo wir gegen 13 Uhr eintrafen, ging es durch die Kontrolle ins Lager, das durch bewaffnete Posten von der Außenwelt abge-niegelt wurde. Hier brachten wir die Zeit bis zum nächsten Tage zu. Die Nacht im Massenquartier schenkte verständlicherweise nur wenig Schlaf.

Wagengemeinschaften wurden zusammengestellt, Wagenälteste bestimmt, und gegen 17 Uhr wurde das Lager verlassen und der Marsch zum Bahnhofe angetreten. Die Gepäckstücke schob man auf kleine Wagen, die von Reichenbacher Einwohnern zur Verfügung gestellt worden waren. Die bereitstehenden Viehwagen mußten erst gründlich gereinigt werden, dann bezogen die Wagengemeinschaften die ihnen zugewiesenen Waggonen (rd. 30 Personen je Wagen) und versuchten, sich mit den Gepäckstücken einigermaßen erträglich einzurichten. Kreideaufschriften an und in den Wagen

verriet, daß diese schon zu Transporten nach dem Westen gedient hatten, und so wurde manches Herz wieder zuversichtlicher gestimmt.

Die Abfahrt erfolgte erst gegen 5 Uhr nachts und ging in langsamem Tempo über Schweidnitz nach Königszelt. Hier stand der Zug von etwa 8 Uhr bis nachts 1 Uhr. Die Wagen durften verlassen werden, und man konnte sich auf dem Bahnsteige ergehen. Einem Schicksalsgefährten wurde dabei von einem russischen Soldaten die Taschenuhr geraubt und der Überfallene zu Boden geschlagen. Der polnische Begleitoffizier unseres Zuges versuchte zwar, beim russischen Kommandanten die Feststellung des Täters zu erreichen, doch verlief die Fahndung erfolglos. Als abends die Wagen wieder bestiegen wurden, erging seitens des polnischen Offiziers die Anordnung, alle Türen von innen zu sichern und keinesfalls bei Klopfen zu öffnen, da mit nächtlichen Raubüberfällen durch russische Soldaten zu rechnen sei. Diese Warnung war nicht unbegründet; denn trotz der Zugwache wurde ein Wagen geöffnet und die Insassen büßten einen erheblichen Teil ihrer Koffer ein. Über Striegau gelangten wir dann nach Maltsch, wo wir gegen $\frac{1}{2}$ 6 Uhr eintrafen und bis $\frac{1}{2}$ 12 Uhr hielten. Es war der erste Osterfeiertag, und Pastor Schulz, Peilau, der zu den Zuginsassen gehörte, hielt eine schlichte, ergreifende Andacht auf der freien Strecke im Angesicht der Türme von Maltsch. Die Weiterfahrt über Liegnitz, Haynau, Bunzlau schenkte uns noch einmal einen prachtvollen wenn auch wehmütigen Anblick des Riesengebirges. Im Walde bei Siegersdorf wurde wieder eine lange Rast gehalten, die auch zum Kochen und Waschen benutzt wurde.

Am Morgen ging die Fahrt gegen 7 Uhr 40 weiter nach Kohlfurt, wo wir 8 Uhr 30 eintrafen. Hier übernahm uns eine englische Kommission. Es erfolgte eine allgemeine Entlausung, Verpflegungsausgabe und Betreuung kleiner Kinder, für die Badegelegenheit und Trockenmilch zur Verfügung gestellt wurden.

Auf einer Zusammenkunft aller Wagenältesten erfuhren diese zwecks Weitergabe an ihre Gefährten folgendes:

1. Der Zug wird nach der Provinz Hannover weitergeleitet, wo wir in ein bis zwei Tagen anlangen.
2. Für eine gerechte Verteilung der vorhandenen und zusätzlich ausgegebenen Lebensmittel sind die Wagenältesten verantwortlich.
3. Die Verpflegung muß noch für vier Tage ausreichen.
4. Alle Kinder bis zu zwei Jahren und über zwei Jahre sind festzustellen zwecks Zuteilung von Trockenmilch. Für Kleinstkinder findet sich beim „Roten Kreuz“ Badegelegenheit.
5. Den einzelnen Wagen werden noch Deutsche zugewiesen, die sich bis Kohlfurt durchgeschlagen haben und englischen Schutz in Anspruch nehmen.
6. Eine Trennung von Familien ist verboten. Zurückhaltung von Familienangehörigen ist zu melden.
7. Beim englischen Büro sind schriftlich Beschwerden einzureichen in folgenden Fällen:

- a) wenn für die Evakuierung zu wenig Zeit zur Verfügung stand,
- b) wenn Plünderungen, Erpressungen und körperliche Mißhandlungen vorgenommen wurden,
- c) wenn zu lange Anmärsche verlangt worden waren und die Benutzung von Handwagen unterbleiben mußte.

Befreit atmeten alle auf. Nun hatte alle Bedrückung und Schikane und Unruhe ein Ende! 13 Uhr 45 setzte sich der Zug wieder in Bewegung, und 14 Uhr 5 überfuhren wir die Neiße. Die Polenherrschaft lag hinter uns! — In Wehrkirch gab es ein freudiges Wiedersehen mit Liesbeth Lukas, die am Bahnhofe immer wieder auf Transporte aus der Heimat gewartet hatte. Über Hoyerswerda, Wittenberg, Dessau, Magdeburg, Eisleben gelangten wir am nächsten Tage an die Zonengrenze bei Otleben, kamen in das Lager von Alversdorf zur abermaligen Entlassung, Registrierung und empfangen Verpflegung. Nach Umsteigen in einen neuen Zug fuhren wir um 18 Uhr ab über Braunschweig, wo uns aus der Ferne der Brocken winkte; und über Minden, Gütersloh brachte uns die Bahn nach dem Ziel Warendorf im Münsterlande, wo wir am 24. 4. gegen 1/26 Uhr eintrafen. Im Lager erfolgte wieder eine Entlassung, Registrierung und ärztliche Untersuchung. Die Verpflegung war gut und reichlich. Nur einen Tag brauchten wir noch im Lager zubringen, dann brachten uns am 26. 4. Lastwagen in die Aufnahmegemeinden Ostenfelde, Westkirchen und Beelen. Dauerte auch das Warten auf die endgültige Quartierzuweisung oft noch recht lange (für manche unter uns von 9 bis 15 Uhr), so fand doch schließlich jeder eine Unterkunft, und ein neues Leben nahm seinen Anfang.

Bücherbericht

Kurt Dietrich Schmidt *Grundriß der Kirchengeschichte*, Teil IV: Geschichte der Kirche im Zeitalter des Individualismus und des Säkularismus. 200 Seiten, Subskr.-Pr. kart. 5.80, einzeln 6.80 DM; Gesamtpreis für Teile I-IV in einem Leinenband 22.— DM.

Der 4. Teil dieser Kirchengeschichte besitzt die gleichen Vorzüge, die wir im letzten Jahrbuch an den ersten drei Bänden gerühmt haben: klare Darstellung der großen Grundlinien und Gesichtspunkte, eine eindeutige theologische Sicht, kein sich Verlieren in eine Fülle von Einzelheiten, wobei aber doch die entscheidenden großen Geschichtsdaten in Erscheinung treten. Besonders wertvoll erscheint uns die Herausarbeitung der Eigenart des modernen Zeitalters: „So muß die Kirchengeschichte der Neuzeit bestimmt werden als die Geschichte der Kirche im Zeitalter des Individualismus und des Säkularismus.“ Desgleichen sind äußerst wertvoll die Kapitel über die